

## BUCHERBESPRECHUNGEN

Gustav Fochler-Hauke: Der Ferne Osten. Macht und Wirtschaftskampf in Ostasien. Zweite neubearbeitete Auflage. Mit 8 Karten. 81 SS. in 8<sup>o</sup>.

Kurt Wiersbitzky: Südostasien. Ein Kampffeld der Zukunft zwischen Weiß, Rot und Gelb. Mit 6 Kartenskizzen. 69 SS. in 8<sup>o</sup>.

Beide erschienen in der Schriftenreihe „Macht und Erde, Hefte zum Weltgeschehen“, herausgegeben von Professor Dr. Karl Haushofer und Dr. Ulrich Crämer. Verlag B. G. Teubner, Leipzig-Berlin, 1938.

1. Der Ferne Osten. Der Untertitel „Macht und Wirtschaftskampf“ ist durchweg maßgebend für die Gruppierung und Beleuchtung der Tatsachen. Eine zeitgemäße und anziehende Schilderung, die von Abschnitt zu Abschnitt lockt, Einblicke und Überblicke auch des geschulten Lesers vertieft.

Der Inhalt ist, wie folgt, gegliedert: 1. geopolitisch; 2. geschichtlich, erste Fühlungnahme mit dem Abendlande; 3. Auseinandersetzung bis zum Weltkriege; 4. China, Landschaft, Entwicklung, Staat, Kultur; 5. Japan, ähnlich beschrieben; 6. Rußlands Vorstoß; 7. Folgen des Weltkrieges; 8. Chinesische Wiedergeburt; 9. Japans Lebenskampf; 10. Der Bolschewismus als Zerstörer; 11. Ausblick.

Danach bildet der dreigeteilte Ferne Osten ein geopolitisches Ganzes, das in den Zeiten verbindender Verkehrstechnik aber anderen Gesetzen gehorcht, als ehemals. Die „Fühlungnahme mit dem Abendlande“ kam machtpolitisch sehr spät, erst 1517 von der Seeseite her (S. 2ff.) und nach 1577, als Jermak den Ural überschritt, von der Landseite, dem Norden her (S. 28). Die Fühlungnahme wurde also zur Umklammerung, vor allem jetzt durch die von den Sowjets nach 1930 vollendeten Bahnen: —Turksib bis an die Grenze von Sinkiang<sup>1</sup> (S. 68); die neue Bahn Baikalsee — Taischet — Kirensk — Tynda — Seja nach Komsomolsk — das bereits 80000 Einwohner zählen soll, „und von hier nach Sovjetskaja Gawan' (Sovjethafen) an der Küste gegenüber von Sachalin“. Hieraus erwächst eine ständig zunehmende Bedrohung für China von Nordwest und Norden, für Japan vom Norden aus dem äußersten Osten Asiens her

(S. 69 u. a. O.). Dazu kommen Fluglinien und Autostraßen und U-Boote in Wladiwostok.

Man gewinnt den Eindruck, daß Japaner sowohl wie Chinese in der Abwehr handeln, von jeher und heute noch, wobei die Gefahr von der Seeseite her vorläufig als überwunden gelten kann, und zwar wegen „der Erschütterung des europäisch-amerikanischen Machteinflusses in Ostasien“ als Folge des Weltkrieges (S. 34), des Versagens des Völkerbundes und der kapitalistischen Politik der „Offenen Tür“ usw. Die Stellung der Sowjets ist dadurch aber eher stärker geworden, vor allem, seit es ihnen 1920/1922 gelang, „über 100000 'weißrussische' Soldaten . . . mehr als 50000 tschechische Legionäre . . . 70000 Japaner . . . etwa 20000 Amerikaner, Engländer, Italiener und Franzosen“ aus Sibirien zu verdrängen (S. 67). Japan muß handeln; es ist eingeengt, überbevölkert; daher sein Kampf um „Lebensraum und Weltmacht“ (S. 50); es sucht Rohstoffquellen und Absatzmärkte; es ist naturarm; als Auswanderungsgebiete kommen die Mandchurei usw. nicht in Frage, während „die für japanische Ansiedlungen günstigen Landräume (Inselindien usw.) längst in festen Besitz übergegangen waren“. Aber niemand will die japanischen Kolonisten haben (S. 55). Bleibt verschärfte Industrialisierung des Kernlandes (S. 56f.).

Wie steht es um China, das volkreichste der drei Fernostländer? „Viele Vorgänge lassen also das Chinesische Reich in einer völligen Auflösung erscheinen, und doch steht es vielleicht an der Schwelle einer neuen und großen Zeit . . . Tschiang Kai-schek<sup>2</sup>, dem bald geheime Verbindung zu Japan, bald Sonderverträge mit den Westmächten und mit der Sowjetunion nachgesagt und vorgeworfen wurden, der oft von den chinesischen Kommunisten als Großkapitalist und Aussauger der Bevölkerung und von den Kwang<sup>3</sup>-Regierungen im Süden als Verräter an der nationalen Sache gebrandmarkt worden ist, er hat vielleicht allein die Fähigkeiten und die Tatkraft, einen Wiederaufbau Chinas durchzuführen“ (S. 44 u. a. O.). Verfasser spricht oft, und mit Recht bewundernd, von dem Marschall Tschiang (S. 73 u. a. O.). Als Ganzes vertraut China auf seine Größe,

Volkszähl, Wucht und geschichtlich erwiesene völkische Zähigkeit.

Auch ideologisch sind die UdSSR. im Fernen Osten der angreifende und, für China auf die Dauer ebenso wie für Japan jetzt, der gefährlichste der drei Teilhaber. Sie wollen ihren sonderbaren „Glauben“ in China und Japan einführen, Religion (Nordmongolei! 1924) und Sitte zersetzen (S. 77ff.). Gefährlich, denn „Die Stellung der Sowjetunion im Fernen Osten erscheint trotz der Aufgabe der Mandschurei nicht geschwächt, sondern eher gestärkt“. Damit wird der Irrglaube zur ideologischen Gefahr, wie Verfasser richtig schildert. Ergänzen wir seine Gedankengänge dahin, daß weder Japan seinen Shintō<sup>4</sup>-Glauben, noch China seine konfuzianische Sittenlehre nach Rußland verpflanzen will, so sieht man deutlich, wer der Angreifer ist.

Wie gesagt, das Büchlein regt an, und die Stellungnahme des Verfassers ist sympathisch, mutig und sachlich.

An zwei Stellen kamen mir Zweifel an der Darstellung. S. 12, China: „wir haben es mit einem durchaus gemäßigten Klima zu tun“. Nein, im Norden nicht; z. B. ist das Pekinger Klima im Sommer viel heißer als das Neapels (gleiche Breite) und im Winter, 15. Dezember bis 15. Februar, kälter als das Berlins, denn Sommermonsum und stärkste Sonneneinstrahlung addieren sich; im Winter ist es umgekehrt. Vgl. dazu SS. 20/21 und 69, Japan und Sibirien mit dem Kältepol der Erde.

S. 41: Ein „wurzellooses Proletariat“, — Männerproletariat —, hat es in China immer gegeben. Das Industrieproletariat ist machtlos, zahlenmäßig gering und leicht zu beherrschen, wie ab 1928 erwiesen wurde. Aber das sind Kleinigkeiten!

2. Südostasien. Das wäre Hinterindien und Inselindien bis Australien hin: Tropenland, zumeist zerrissenes Inselgebiet, ohne große Ebenen, reich, aber erschlaffend. „Daher sind hier großartige politische Staatsbildungen selten“ (S. 1). Die Völker dort werden immer wieder die Opfer von Nordwest und Nordost kommender. Ausgeprägtes Kolonialgebiet, dazu Durchgangsland von Nord nach Süd und Ost nach West und umgekehrt. Ein Gebiet mit „Vermittlerrolle“; heute begehrt von Japanern und Chinesen (Gelb-Weiß-Rot). Mit solchen Betrachtungen — anknüpfend an die Natur des Gebietes —,

führt der Verfasser in seinen Gegenstand ein. Er spricht von 1. Geographie und Natur, 2. Bevölkerung, 3. den weißen Kolonialvölkern, 4. dem aufsteigenden Nationalismus, 5. dem Druck Chinas und Japans und 6. der weltpolitischen Bedeutung des Raumes. Der geographischen Zerrissenheit entspricht die völkische: Negrito, Wedda, Malayen, Tai, Birmanen, Annamiten. „Neben den weddoiden und negritischen finden sich bei den Malayen indo-arische, drawidische, arabische, chinesische, papuanische und auch europäische Beimischungen, usw.“ (S. 7). Auch die Religionen prallen im Durchgangsgebiet aufeinander: Brahmanismus, Buddhismus, im Süden der Islam, auf den Philippinen katholische Einflüsse. Neben dichtester Siedlung (Java) halb leere Gegenden (Borneo, schon Sumatra); überall aber bestimmt der Bewässerungsreisbau die Menschenanhäufung in Tälern und kleinen Ebenen als Nahrungsgrundlage. Mit dem volksfremden Plantagenunternehmen entstand ein Proletariertum, das dem Bolschewismus zugänglich wird, neben der Bedarfswirtschaft wuchs somit weltwirtschaftliche Überschuwirtschaft empor (Monokulturen: Zucker, Kautschuk, Ölpalme, dazu Zinn und Öl), die dann ab 1919, stärker ab 1929 in die Weltwirtschaftskrisen einbezogen wird. Übrigens scheint m. E. die Weltkrise größtenteils künstlich erzeugt zu sein und ist nicht die „Krise eines Systems“ (S. 14), wie Verfasser annimmt. Hollands Hauptabnehmer (Mitteleuropa) wurden ja künstlich arm gemacht (1914 bis 1939). Man soll seine Abnehmer nicht ausräubern und zu Finanzklaven herabdrücken. Das halten selbst Adam Smith und John Stuart Mill für kapitalen Unfug! Der gegenwärtige Wirtschaftskrieg ist ein Kunstprodukt der übersättigten Länder (vgl. auch S. 30).

Der Abschnitt über „Die Kolonialherrschaft der weißen Mächte in Südostasien...“ (S. 15—40) bildet das Kernstück des Bändchens. Die Gegenüberstellung des verschiedenartigen Werdens der Teilgebiete ist sehr gut gelungen; als Extreme: Singapore mehr verkehrs- und wehrpolitisch für das Britische Weltreich, — hingegen steht und fällt Holland mit dem Besitz in Südostasien —, Indochina ist wiederum weder wirtschafts- noch wehrpolitisch unentbehrlich für Frankreich,

die Philippinen sind gar nur ein loses Anhängsel der USA. seit 1898 geblieben, aber alle diese Gebiete sind fragwürdiger Besitz, denn „Eine Verstärkung des weißen Elementes, etwa durch eine umfangreiche Siedlung, dürfte wohl ausgeschlossen sein, da das tropische Klima wohl immer einer Massenansiedlung von Europäern ein unüberwindliches Hindernis entgegensetzen wird“ (S. 26), und „in wirtschaftlicher Hinsicht ist die Stellung der Weißen vor allem durch das chinesische Element bedroht“, und „Wenn einmal der Rückzug der weißen Mächte aus Südostasien Wirklichkeit werden sollte, dürfte Frankreich vielleicht die erste Macht sein, die hier ihren Besitz aufgeben müßte“ (S. 37). Auch die Wirtschaftsstruktur der Teilgebiete ist sehr verschieden. Den großkapitalistischen Monokulturen Britisch Malayas stehen Bauernkulturen in Indochina, Siam und den Philippinen gegenüber, Niederländisch Indien kennt beides.

Nun zu Rot! „Verkündet der Bolschewismus in Europa mit brutaler Offenheit die Weltrevolution und die Diktatur des Proletariats, so tarnt er sich in den südostasiatischen Kolonialländern durch nationale Ziele“ (S. 40), jedoch „gerade der stark entwickelte Familiensinn mit seiner Ahnenverehrung dürfte das Eindringen der zersetzenden Propaganda des Bolschewismus nahezu unmöglich machen“ (S. 43). Dazu käme die Religion, die Vielheit schwer organisierbarer Einzelstämme und auch die Vielsprachigkeit.

„Viele in der nationalen Bewegung tätige Eingeborene sehen in Japan die führende Großmacht, welche die asiatischen Völker zum Kampf gegen die Herrschaft Europas zusammenfassen soll“ (S. 44). Erfolge haben die Bolschewisten nur im hungrigen und armen Indochina gehabt (Übervölkerung und Mißwirtschaft).

Der Druck Chinas und Japans. Der Weiße kann in dem heißen Klima nirgends siedeln, wohl aber der Chinese und der Japaner, vor allem ersterer als Kuli, Landarbeiter, Handwerker bis zum Großunternehmer hinauf; er bildet die aktive Mittelschicht überall, eine Entwicklung übrigens von etwa 80 Jahren. Die Japaner dringen als Fischer, Kapitalisten (Borneo) und Großhändler für Einfuhr und Ausfuhr vor. Beide sind in sich organisiert

und politisch ansteigend aktiv. Verfasser sieht drei Möglichkeiten: 1. Die weiße Kolonialherrschaft bleibt; 2. Chinesen oder Japaner überrennen Südostasien; 3. Es entstehen Nationalstaaten mit bolschewistischer Färbung (S. 66f.). Aber, „auf die Dauer dürfte wohl die europäische Stellung hier nicht zu halten sein“. Verfasser gibt die Zahl der Chinesen in Südostasien mit nur 3,7 Millionen an. Das dürfte zu wenig sein<sup>a</sup>.

Gute Bücher, wie diese beiden, die offen und klar die Tatsachen herausstellen, waren bis 1933 ungern gesehen; vielleicht hatten die Verleger Angst oder ihre Lektoren entstammten Kreisen, deren Beratung umgekehrt heute abgelehnt werden würde.

Friedrich Otte, Eisenach.

Maximilian Müller-Jabusch: Franz Urbig zum 23. Januar 1939. Gedruckt im Auftrage der Deutschen Bank, Berlin 1939. Mit 3 Porträts und 4 Tafelbildern. 275 SS. in 8<sup>o</sup>.

Der Titel deutet schon an, daß es sich um eine Lebensgeschichte handelt, und zwar um die eines Mannes, der als echter Preuße sein Lebensschicksal in die eigene Hand nahm. So heißt es gleich zuerst: „Man kann dieses Buch anfangen wie ein Märchen (S. 5): „Es war einmal in Luckenwalde ein junger Mann, der war Schreiber beim Amtsgericht und hieß Franz Urbig . . .“ Darauf ging der junge Mann nach Berlin und wurde nach 18 Jahren Geschäftsinhaber der Diskontogesellschaft...“ Inhaltlich gilt: „In dieses Lebensbild konnte in einem ungewöhnlichen Maße vieles eingefügt werden, was Urbig selbst gesprochen und geschrieben hat“ (S. 263). Rein formal ist das Buch in 13 Abschnitte (mit Unterabschnitten — 19) gegliedert, wobei die geschichtliche Form der Darstellung nach Jahrzehnten überwiegt: „1864 (Urbigs Geburtstag, 23. Januar 1864) — 1884 — 1894 — 1900 — 1914 — 1923, heute). Nach diesen Abschnitten wird die Lebensgeschichte eines Mannes der Tat und eines „Logikers des Geschäftes“ (S. 265) aufgezeigt. Die Lebensgeschichte steht im Vordergrund, an zweiter

<sup>a</sup> Vielleicht zieht der Autor bei einer Neuauflage einmal meine Arbeit: „Das Chinesentum im Ausland“ und darin „Geographische Verteilung und Zahlenangaben“ in „Zeitschrift für Politik“, Mai 1930 Berlin, Carl Heymanns Verlag, zu Rate.

Stelle die Geschichte der Diskontogesellschaft, der Urbig seine Lebensarbeit gewidmet hat. Zugleich entrollt sich vor uns die Geschichte des wirtschaftlichen Werdens im Deutschen Kaiserreich nach 1870, seiner Industrie, der Inlandgroßbanken und der danach entstandenen Überseebanken (S. 40, 99 u. a. O.), alles dies vom Standpunkt des privatwirtschaftlich eingestellten Großfinanziers aus gesehen, der sich für sein Unternehmen und seine Kunden verantwortlich fühlt und bald, darüber hinaus, begriffen hat, daß mit dem Ganzen, — dem Reich —, auch das Einzelne und der Einzelne steht und fällt: Reich, Wirtschaft, Einzelmensch abhängig von Macht, Ansehen, Geld- und Währungssicherheit (Zeit ab 1914). Der klare, eindeutig nüchterne Tatsachensinn Urbigs spricht aus allen eingeflochtenen persönlichen Aufzeichnungen. Hierin liegt der Seltenheitswert des Werkes; die Perspektive ist eine durchaus andere als die der Autobiographien beamteter Staatsmänner oder der Seminararbeiten.

Was uns hier an dem Buch selbstverständlich besonders interessiert, ist der Teil, der sich mit China und der Deutsch-Asiatischen Bank beschäftigt (S. 40—76, dazu andere Stellen, s. Sachregister). Die Diskontogesellschaft unter den verdienten Hansemanns fing ab 1885 an, sich für Auslandsgründungen zu interessieren. „Ein Konsortium, das von der Diskontogesellschaft geführt wurde, gründete 1885 die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, das die Lüderitzschen Unternehmungen übernahm. Damit begann der Aufbau der deutschen Kolonien. Gewinne freilich warfen diese Gesellschaften auf lange hinaus nicht ab (S. 37f.).“ Und dann: „Der Rahmen der vorliegenden Schrift beschränkt das subjektive Interesse an diesen Gründungen auf die Deutsch-Asiatische Bank, an der sich die gesamte haute finance unter Führung der Diskontogesellschaft beteiligte und die im Jahre 1890 in Schanghai und Tientsin ihre Tätigkeit begann“ (S. 40). Das Kapital sollte in Silberwährung festgelegt werden, was sich später als ein Fehler erwies, da Silber schnell im Preise fiel.

Im Dezember 1894 finden wir Urbig dann zum ersten Male in China (Schanghai). „Der laufende Betrieb der Bank lag für jemand,

der das Kurswechselgeschäft kannte und ein Gefühl für Kreditrisiken hatte, relativ einfach, wenn er sich durch Bekanntschaft mit den Inhabern eine gewisse Übersicht über die persönliche Seite der Geschäftsführung der einzelnen für die Verbindung mit der Bank in Betracht kommenden Firmen verschafft hatte. Einige dieser deutsch-chinesischen Handelshäuser waren damals (sic!) noch sehr bedeutend und machten lohnende Geschäfte. Schlecht hing es keiner der Firmen . . .“ 1895 übernahm Urbig die Leitung der Filiale in Tientsin. Damals, nach dem chinesisch-japanischen Kriege, trat die europäisch-amerikanische Hochfinanz, vor allem die britische, mit größerer Schärfe auf; es begann die Zeit der Eisenbahnkonzessionen, Pachtgebiete, Regierungsanleihen und Bergwerksdarlehen. Zugleich trat die D.A.B. bei solchen Geschäften in eine nicht immer glückliche Verbindung zur „Hongkong & Shanghai Banking Corporation“. 1896 eröffnet Urbig die Filiale in Kalkutta. „Das bedeutende indische Geschäftsleben hatte einen durch die mehr oder weniger reichen Inder stark geförderten Einschlag in Meinungsgeschäfte, der sich auch auf manchen Europäer übertrug, von denen die meisten nicht gewillt waren, jahrzehntelang in dem indischen Klima auszuharren. Wir hatten uns in der Erkenntnis dieser Verhältnisse vorgenommen, bei unseren Geschäften das schöne Sprichwort „Chi va piano va sano“ nicht zu vergessen und schnitten dabei ganz gut ab“ (S. 51). Nach 1922 gilt das übrigens in China aber nicht mehr „infolge der auch draußen gesunkenen geschäftlichen Moral“ (S. 73). 1897 ist Urbig wieder in Deutschland, ein Jahr später, ab April, dann wieder in China in Verbindung mit Eisenbahnanleihen (Schanghai/Nanking und Pukou<sup>5</sup>/Tientsin). „Es war nicht einfach, die Chinesen zu Verhandlungen über das Bahnprojekt überhaupt zu bewegen. Wochenlang verneinten sie jedes Interesse an der Bahn, weil diese den Verkehr auf dem Kaiserkanal lahmlegen und die Existenz vieler Schiffer vernichten würde“ (S. 57). Urbig geht auf den Gegenspieler, die Hongkong & Shanghai Bank, dabei ein. Die Vorschläge der Diskontodirektion, die Leitung der D.A.B. zu übernehmen, lehnte Urbig damals ab; auch scheint ihm das heiße Klima in Kalkutta und der Pekingsommer nicht

behagt zu haben. 1900 gründete er noch die Filiale der Bank in Hongkong, bevor er nach Deutschland zurückreiste. Die eingestreuten persönlichen Bemerkungen Urbigs sind gelegentlich ein wenig sarkastisch, aber stets wirklichkeitsnahe, aufschlußreich, lehrreich, was bei einem Manne, der sich von unten emporgearbeitet hat, selbstverständlich ist. Die deutschen Überseebanken dienten dem Außenhandel, der Remboursverkehr in Überseetratten ging meist über London, deshalb hatten die englischen Banken „in punkto Gewinn einen unbestreitbaren Vorsprung“ (S. 63/64). Bis zum Weltkrieg ging trotzdem noch alles gut. 1914 kommt der unheimliche Rückschlag. 1913 weist die Bilanz der Bank Taels 9345000 auf, oder rund Mark 25000000, 1932, nach Jahren des Tastens und der Unsicherheit, Taels 5610000 = etwa RM. 6500000. Die Zeit der Gefahr ist noch nicht vorüber, aber „Die bessere Gestaltung der geschäftlichen Verhältnisse, welche sich in China während der letzten Jahre durchsetzte . . . , hat auch die Lage der Bank wieder bis zu dem Punkte gewandelt, wo sie sicher in ihren eigenen Kräften ruht“ (S. 74). Von 14 Niederlassungen vor dem Kriege sind nur noch 6 übrig; die in Japan und den britischen Besitzungen wurden nach 1914 zwangsweise geschlossen und bestehen nicht mehr. Aber eine Frage: Haben die nicht-deutschen Überseebanken nach 1914 bis heute in China nun wirklich so viel durch die erzwungene Liquidation der Bank ab 1917 gewonnen? Hierauf wird in dem Buche nicht eingegangen. Ergänzungsweise möchten wir jedoch diese Frage beantworten, und zwar mit einem schroffen „Nein“. Weder russische, französische, amerikanische noch andere Gründungen, auch die nach dem Kriege aufgetauchten Mischgründungen mit Chinesen, haben besser, zum Teil schlechter, abgeschnitten als die Deutsch-Asiatische Bank.

Wie gesagt, die Originalität der Arbeit liegt in den scheinwerferartigen Aufhellungen, die vom Kernpunkt der großen und gereiften persönlichen Erfahrung eines Mannes ausgehen, der von 1884 ab Geschäftsmann blieb, aber mit Politikern, Diplomaten und Geschäftsgaunern reichliche Berührung gehabt hat und einen für alle Leser sehr zweckdienlichen Maßstab des politischen Außenseiters in sich trägt. Friedrich Otte, Eisenach.

Ed. Horst von Tscharners: China in der deutschen Dichtung bis zur Klassik. Mit 10 Tafeln und 2 Abbildungen im Text. München, Verlag von Ernst Reinhardt, 1939. 126 (+2) SS. in Lex. 8°.

Der Verfasser sagt in den Anmerkungen, daß sein Buch aus einer germanistisch-sinologischen Dissertation hervorgegangen sei.

Im Gegensatz zu vielen anderen bedeutet hier diese Tatsache ein absolutes Positivum, da ein umfangreicher Stoff, exakt in leicht faßlicher, dennoch sehr weitblickender und großzügiger Form dargeboten wird. Dieses Buch ist sehr viel mehr als nur eine Aufzählung aller Werke der deutschen Literatur, die in irgendeiner Beziehung zu China stehen. Der Autor versucht — und dies darf man mit großer Befriedigung feststellen —, mit klarer, treffender Sicherheit die Herkunft, Entstehung und Auswirkung dieser Beziehungen aufzuzeigen.

Zunächst sei zur Themastellung selbst einiges gesagt:

Drei Gesichtspunkte sind es, die das Buch von Tscharners äußerst aufschlußreich, fesselnd und reizvoll machen und sich direkt auf den geschickt gewählten Buchtitel beziehen:

- a) Die deutsche Dichtung und ihre chinesischen Themen.
- b) Die öffentlichen und privaten Voraussetzungen für eben diese Themen, ihre Ursache, Wirkung und Rückwirkung.
- c) China als literarhistorischer Maßstab für die Entwicklung deutscher Dichtung bis zur Klassik.

Auf den ersten der drei Gesichtspunkte braucht wohl nicht näher eingegangen zu werden. Er ist der unerschöpfliche Strom, der in buntem Wechsel Material um Material, Erscheinung um Erscheinung, die eine voll derben Humors, die andere hochgelehrt, eine dritte bizarr, eine vierte besinnlich, wieder andre galant oder hochpolitisch an dem Leser oder Betrachter eilig vorüberträgt.

Der folgende Gesichtspunkt bringt von Tscharners erste Beurteilung, d. h. einzelne typische Erscheinungen werden herausgegriffen, ihre Quellen und Zusammenhänge festgestellt, die ideologischen Voraussetzungen des jeweiligen Autors oder Werks skizziert und geprüft und so der „Weg für den Verlauf der Literaturgeschichte gebnet“.

Das Ergebnis des letzten Gesichtspunkts aber ist eine objektive Literaturgeschichtsbetrachtung im besten Sinne. China stellt in der deutschen Literatur einen Begriff dar, der in all seinen Veränderungen genau zu verfolgen und nie mißzudeuten war. Wird dieser Begriff nun zur ausschlaggebenden Anregung oder gar zum eigentlichen Thema, wie in diesem hier behandelten Teilgebiet der deutschen Literatur, so ist also das Thema selbst der untrügliche, unbestechliche Maßstab für das Erkennen und die Beurteilung ihres historischen Verlaufs.

China spielt in der vorliegenden Darstellung die Rolle der „metrischen Einheit“, unter welcher sich die bunte Fülle historischer Entwicklung deutscher Dichtkunst zwanglos in unzähligen kleinen, immer wieder verschiedenen „Rhythmischen Einheiten“ von selbst zu erkennen gibt.

Das Gesamtbild, das wir aus einer solchen Betrachtung erhalten, zeugt nicht nur von der Eigenart der Dichter und ihrer Zeit, deren Idealen und Träumen, sondern ergibt auch, trotz, oder wie wir sahen, gerade wegen seines besonderen Gegenstandes einen „geistesgeschichtlichen Längsschnitt“ von allgemeiner Bedeutung.

Die Fülle des Materials und der gewonnenen Erkenntnisse werden dem Germanisten wie dem Sinologen mit der gebotenen wissenschaftlichen Exaktheit vermittelt. Darüber hinaus aber wird das Buch, auch abgesehen vom Stoff an sich, in seiner klaren formalen Anlage und seiner geschulten und ansprechenden Dialektik für jeden, sich für diese Probleme Interessierenden kaum mehr entbehrlich sein.

Nachstehend eine kurze Inhaltsübersicht:

Die Einleitung gibt uns eine Art Abriß der Entwicklung der Chinakennntnis in Europa, sowie der europäisch-chinesischen Beziehungen bis zum Barock. Erfreulich sind hier die knappen, aber treffenden Ausblicke auf kultur- und völkerkundliche Darstellungen und die Chinaberichte und -beschreibungen nicht nur Deutschlands, sondern des gesamten Abendlandes.

Notker der Deutsche erwähnt in seinem Boethius-Kommentar zum ersten Mal in deutscher Sprache die „Seres“.

Die Kreuzzüge erweitern das christliche Weltbild; die erdkundlichen Werke mehren

sich und wieder stoßen wir auf den Namen der „Seres“, so in Rudolf von Ems' „Weltchronik“.

Unter dem Druck der realpolitischen Verhältnisse (die Macht Tschinggis-Chän's war in der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts bis an die Grenzen von Deutschland gedrungen) beginnen sich die Blicke der Päpste und Könige allmählich nach Osten zu wenden.

Die wirtschaftlichen Interessen folgten, dann Marco Polo's Fahrten.

Der Humanismus setzt aus der Sehnsucht nach der verlorenen Antike und dem Verlangen nach fremden Himmeln alle Kräfte ein, zu forschen und zu verwerten.

Es folgt die Jesuitenmission, die Bestrebungen ihrer Patres, an die konfuzianische Staats- und Gesellschaftsordnung die christliche Lehre anzuschließen.

Die Tragikomödie, die so oft in der Weltgeschichte eine ausschlaggebende Rolle spielt, läßt den darauffolgenden Ritenstreit nicht nur mit der Niederlage der Jesuitenmission enden, sondern begünstigt die „Aufklärung“, die nun auf ihre Weise den Konfuzianismus sich zunutze macht.

Der Abschnitt über das Barock ist der Reihe nach der Lyrik, dem Drama und dem Roman gewidmet, wobei das Drama eine verhältnismäßig geringe Rolle spielt.

Als Vertreter der Barocklyrik ist in diesem Zusammenhang vor allem Martin Opitz genannt. Mit knappen treffenden Strichen und fast anekdotenhafter Lebendigkeit wird die Bedeutung dieses „Begründers der Barocklyrik“ gezeichnet.

Eine ergiebige Quelle bildet der „Schelmen- und Reise-Roman“, weil ihm der allgemeine Reisedrang als Anlaß, die Reisen selbst, die nicht selten in den Fernen Osten führten, als gängiger Faden und kurioser Hintergrund seiner Abenteuer dienten.

Weiter folgt der heroisch-galante Roman, da seine Gestalten und Handlungen, in barockmäßiger Überspanntheit angelegt, für ihre repräsentative Macht und Pracht immer größerer Spielräume und eines immer reichen und umfassenderen Requisites bedurften, und weil seine Verfasser ihn gleichzeitig immer mehr als reines Gefäß ihrer ganzen Gelehrsamkeit betrachteten.

Daß China auch dem volkstümlichen Weltbild dieser Zeit angehörte, zeigt Grim-

melshausens „Simplicissimus“, dem ungefähr alles begegnet, was einem Menschen seiner Zeit begegnen konnte, der also auch nach China gelangt. Interessant ist, daß Grimmelshausen-Simplicissimus die aufkommende Chinamode verurteilt.

Noch reichlicher als der volkstümliche Schelmenroman verwertet die neue Chinakenntnis der hochbarocke, heroisch-galante oder Staats- und Liebesroman. Die Lyrik zwang den Dichter trotz äußerlicher Motive immer wieder zur Verinnerlichung, das Drama band ihn an die Einheiten von Ort und Zeit, während der heroisch-galante Roman solche Einschränkungen nicht kennt.

Hier beginnt nun von Tscherner scharf nach Gegensätzlichkeiten, Gemeinsamkeiten, direkten und indirekten oder kausalen und zufälligen Zusammenhängen zu scheiden.

Geschickt ausgewählte Leseproben aus den angeführten Beispielen beleben, wenn dies überhaupt notwendig wäre, und vermitteln ein sehr reizvolles, darum nicht minder aufschlußreiches und exaktes Bild von Ursache und Wirkung dieser in einer solch neuartigen Weise betrachteten Probleme. Der Namen Hagdorn, Eberhard Werner Happel und Gasser wird besonders gedacht.

Das exotische und hier besonders chinesische Moment dient im Barock im wesentlichen zur Vermittlung polyhistorischen Wissens, nicht lebendiger dichterischer Gestaltung.

„Lebendig spürbar in der Barockliteratur bleibt nur eines vom Chinaerlebnis des 17. Jahrhunderts: „das vertiefte Bewußtsein des erweiterten Weltbildes.“

Wurde eben das Chinaerlebnis der Barockzeit als Folge des vertieften Bewußtseins eines erweiterten Weltbildes bezeichnet, so darf die nun folgende Zeit der Aufklärung und des Rokoko wohl als „Auswertung und Anwendung eben dieses neuerworbenen Wissens“ aufgefaßt werden.

Und so finden wir am Anfang des Kapitels „Aufklärung und Rokoko“ die Auseinandersetzung mit der chinesischen Philosophie, — die geschichts- und staatsphilosophischen Werke.

1687 war in Paris der „Confucius Sinarum Philosophus“ erschienen. In der einleitenden Abhandlung seines Werkes schrieb der

Herausgeber, P. Couplet, daß dieses nicht etwa den Europäern die Weisheit der Chinesen vorhalten, sondern die Kenntnis der chinesischen Philosophie in den Händen der zukünftigen Missionare eine Waffe sein solle. Zehn Jahre später aber schreibt Leibniz in seiner Vorrede zu den „Novissima Sinica“: „Derart wahrlich scheint mir der Zustand unserer Verhältnisse zu sein, bei dem die Sittenverderbnis ins Ungeheure anwächst, daß man es fast für nötig halten sollte, daß Missionare der Chinesen zu uns gesandt werden, die uns Zweck und Anwendung der natürlichen Theologie lehren, ebenso wie wir solche zu ihnen schicken, die sie in der offenbarten Theologie unterrichten.“

Die chinesische Philosophie war ein Zeitproblem geworden, und es ist wohl mehr als ein Zufall, daß gerade die konfuzianische Philosophie in dieser Zeit den großen Geistern der Aufklärungsphilosophie wie Leibniz, Wolff und Voltaire zu Anregungen, Beweisen und Beispielen in ihren eigenen Lehren verhalf. Das Bezeichnende für diese Zeit ist, daß alle führenden Geister zu dem Ideenkomplex Stellung nahmen.

Austausch von wissenschaftlichen, philosophischen und praktischen Kenntnissen und Erfahrungen mit China, das war der Wunsch, dessen Erfüllung Leibniz auch von der Gründung der Preußischen Akademie der Wissenschaften erhoffte.

Unter den Literaturgattungen, die zur Dichtung hinneigen, führt von Tscherner vor allem jene Gattung erdichteter Briefe oder Berichte an, worin fiktive Ausländer die Mißstände Europas in mehr oder weniger satirischer Weise anprangern, und deren bekannteste Vertreter die „Lettres persanes“ von Montesquieu sind.

Derselbe Geist, der uns in dem Zitat aus der Vorrede der „Novissima Sinica“ entgegentritt, der das Wesen der fiktiven Briefe ausmacht, schuf auch Erzählungen und Romane, welche die alten politischen Anschauungen bekämpften und neue Ideale priesen, die häufig der damaligen Chinakunde entnommen waren, so z. B. Albrecht von Hallers „Usong“, 1771, und 1772 Wielands Staatsroman „Der goldene Spiegel“, der nicht nur ein staatsphilosophischer Aufklärungsroman, sondern auch eine Rokokodichtung, ja, eine Chinoiserie zu nennen ist.

In diesem Zusammenhang wird eines Stoffes gedacht, der die Dichter und Philosophen verschiedener Generationen zu Bearbeitungen angeregt hat, ein chinesisches Drama der Yüan-Zeit, „Die Waise des Hauses Dschau“.

Wieland und Voltaire (der letztere in „L'Orphelin de la Chine“) bezogen sich auf Du Haldes' Übersetzung der „Waise“.

Voltaire machte ein klassizistisches Alexandrinerdrama daraus, Metastasio im „Chinesischen Helden“ ein moralisch-galantes Singspiel mit Chinoiserie-Hintergrund, Friedrichs in seinem „Chineser“ ein revolutionäres Orestes-Drama und Goethe im Elpenor einen antiken Torso.

Die wenigen Seiten über Singspiel, Oper und Ballett geben mit überraschender Sicherheit ein aufschlußreiches Bild von den Bestrebungen, Zielen und Ergebnissen der damaligen Librettisten- und Komponistengeneration, wobei Gluck mit seinem chinesischen Ballett „Orfano della China“ nur einer der vielen war, die sich mit den chinesischen Themen befaßten.

Am Schluß dieses Kapitels stehen die Fabeln und Verserzählungen Pfeffels und die Lyrik L. A. Unzers.

Sehr geschickt greift von Tscharner den wesentlichen Punkt heraus, stellt Pfeffer und Unzer, Vertreter zweier verschiedener Richtungen, zusammen und läßt den Leser auf diese Weise die ungeheure Kraft und gesetzmäßige, stete Dynamik eines geschichtlichen Ablaufs erkennen.

Pfeffel, der aus der Schule Gellerts stammt, nennt von Tscharner einen „Spätling der aufklärerisch-satirischen Verserzählung“, während aus Unzers Gedichten, von welchen ebenfalls Proben gegeben werden, wohl der Geist des Rokoko, zugleich aber Empfindsamkeit und neues Naturgefühl sprechen. Und vor allem das letztere resultierte aus einer Zeitströmung, die sich einst gegen die Aufklärung, das Rokoko und seine Chinabewunderung richten sollte. Wurde schon das chinesische Element bei Unzer angegriffen, und rückte Wieland, der doch der Chinoiserie in gewissem Grad selbst huldigte, davon ab, so sollte China und die Chinoiserie bei Hamann, Lichtenberg, Justus Möser, beim jungen Goethe zum Gegenstand der Satire werden. Die Gedichte „im chinesischen

Geschmack“ der Aufklärung und des Rokoko wurden abgelehnt und bespöttelt; Gedichte „im chinesischen Geist“ zu schreiben, dazu war die Zeit noch lange nicht gekommen.

Aber diese Gegenbewegung wirkte läuternd: aus ihr erhob sich unsere Klassik.

„Im erweiterten inneren Weltbild, im erweiterten Kulturbewußtsein der Klassik findet China die Aufnahme, die ihm allein das Bürgerrecht in unserer Dichtung sichern konnte: durch seine eigenen Dichtungen, die nun übersetzt zu werden begannen.“

Interessant und „vergnüglich“ ist zunächst, anhand der reichhaltigen An- und Ausführungen von Tscharners zu beobachten, wie auf jedem Gebiet der Stimmungsumschwung zu ungunsten Chinas eintritt, sei es in Dichtung, Architektur, Malerei oder Gartenkunst.

Die völkische Besinnung, die sich naturgemäß gegen die internationalen, ja, exotischen Neigungen der Aufklärung und des Rokoko wandte, ist hauptsächlich vom Programm des Sturm und Drang her bekannt.

Mit der Klassik geht von Tscharner den Schritt weiter, d. h. er begnügt sich nicht mit den geistigen Zeitströmungen im allgemeinen, sondern bemüht sich, anhand des eingangs erwähnten Maßstabs „China in der deutschen Dichtung“ die langsame aber stetige Veränderung der Einstellung des Einzelnen festzustellen, zu klären und erklären.

So zeichnet er in hervorragender einfacher und interessanter Weise Herder, Schiller, Goethe und das Chinaproblem.

Von der subjektiven Abneigung und Verurteilung Herders gegenüber China in vielen seiner ebenso geistreichen wie ungerechten aphoristischen Sätze führen die vom Verfasser sorgfältig ausgewählten und vorzüglich kommentierten Beispiele zu einer gerechteren Beurteilung in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“, zu der Parteinahme Herders für China in der „Adrastea“.

Es würde zu weit gehen, im Rahmen einer Buchbesprechung auf die Stellung Goethes zu China näher eingehen zu wollen. Das sehr aufschlußreiche Material, das von Tscharner hierüber zusammengestellt hat, läßt auch ihn zu dem Schluß kommen: daß Goethes Stellung zu China trotz seiner anfänglichen Ablehnung und späteren Zustimmung und

ernsthaften ästhetischen, ja, sogar sprachlichen und grammatikalischen Studien der chinesischen Schrift völlig unbewußt war. Dem wahren Geist Chinas kam er näher, als er selbst ahnte.

„So schuf Goethe seine besten Gedichte im chinesischen Geist, ohne es zu wissen und zu wollen, als Dichter und Weiser zeitlos in seiner Zeit stehend, in höherem Sinne seiner klassischen Weltliteraturidee — diese Weltliteraturidee bestimmte hier nicht mehr Europa, sondern China: nicht der große Mensch, sondern die große Natur ist das Maß aller Dinge.“

Der Anhang enthält einige Kapitel aus K. S. von Seckendorffs „Rad des Schicksals oder die Geschichte Tschoan-gsees“, sowie einen ausführlichen Quellen- und Literaturnachweis.

Zehn sorgfältig gewählte Bildtafeln, die den einzelnen angeführten Werken entnommen wurden, ergänzen das umfangreiche Material in sehr glücklicher Weise.

Heinz Trefzger.

Ilse Langner: Die purpurne Stadt. Roman. Erste bis fünfte Auflage. S. Fischer Verlag, Berlin, 1937. 568 SS. in kl. 8<sup>o</sup>.

Unter den zahlreichen Neuerscheinungen, die sich mit Ostasien beschäftigen, nimmt der erste Roman der jungen schlesischen Dramatikerin, „Die purpurne Stadt“, eine besondere Stellung ein.

Es ist von besonderem Interesse, das Werk gerade an dieser Stelle, im Anschluß an von Tscharners „China in der deutschen Dichtung“, sozusagen „in Fortsetzung der Geschichte“, zu sehen und zu besprechen. Um seine eigentliche Absicht deutlich zu machen, soll ganz flüchtig die Stellung Chinas in der deutschen Dichtung der letzten zwei Jahrzehnte umrissen werden.

Von Tscharners erklärt, daß China in der Klassik die Aufnahme gefunden habe, die ihm allein das Bürgerrecht in unserer Dichtung sichern konnte, nämlich, durch seine eigenen Dichtungen, die nun übersetzt zu werden begannen. Weiter nennt er die Gedichte „im chinesischen Geist“ der Klassik im Gegensatz zu den Gedichten „im chinesischen Geschmack“ der Aufklärung und des Rokoko.

<sup>a</sup> D. h. Dschuang-dsi<sup>7</sup>.

Sehen wir von einer Literaturgattung des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts ab, die China und „Chinesisches“ nur als Hintergrund, als Kolorit verwandte, so stellen wir fest, daß tatsächliche Kenntnis Chinas, seiner Geschichte, seiner Kultur und seiner augenblicklichen Verhältnisse immer mehr „an sich“ in den Vordergrund trat und so erst in zweiter Linie im Sinne eigentlicher Dichtung zum Mittler chinesischen Geistes wurde.

Wichtig war die „China-Kennntnis“, der Förderung und des besonderen Interesses wert, vor allem die Sinologie, und sie schuf sich ihre eigene Literatur.

Lassen wir Lyrik und Drama beiseite und beschränken wir uns auf den an dieser Stelle besonders interessierenden Roman, so tritt uns beispielsweise in den Schöpfungen Pearl S. Buck's eine „naturalistische“ Schilderung chinesischen Lebens und Denkens entgegen, die mit einer natürlichen Folge der erweiterten China-Kennntnis darstellt und eine Auseinandersetzung, wie etwa im Sinne der „Aufklärung“, weder notwendig noch wünschenswert erscheinen läßt.

Als eine ganz andere Gattung erscheinen die in europäischen Sprachen geschriebenen Werke zeitgenössischer chinesischer Literaten, wie Lin Yu-tang<sup>8</sup>. Gehen sie doch vor allem von dem Willen zur Auseinandersetzung aus und streben chinesischerseits eine Synthese an, über deren Verlauf und tiefere Bedeutung sich vorläufig weder China noch Europa voll klar zu werden oder Rechenschaft abzugeben vermögen.

In der „Purpurnen Stadt“ tritt uns zum ersten Mal wieder in starker dichterischer Gestaltung die Auseinandersetzung des europäischen Menschen mit dem „Fernen Osten“ entgegen, ein „Chinaerlebnis“, das in seiner Unmittelbarkeit die leidenschaftliche Hingabe an dieselben Probleme verrät, die nacheinander die frühen Europäer, das Barock, die Aufklärung und das Rokoko und schließlich die Menschen der Klassik bewegten.

Erlebnis und Wandlung Gloria Raschfals, der Hauptfigur des Romans, sind das Erleben und die Wandlung ganzer Generationen um das Chinaproblem, und dies gibt dem Roman Ilse Langners seine eigenartige und fesselnde Form.

Dieser Roman trägt die Züge eines barocken Abenteuerromans, eines hochbarocken heroisch-galanten Staats- und Liebesromans

ebenso wie das leidenschaftliche Für oder Gegen in der Auseinandersetzung über philosophische oder — hier besser — menschliche Fragen.

Das Schicksal der Europäer im modernen China wird zum Anlaß einer neuen Einstellung, die weder die Sache der Chinesen noch die der Europäer zu der eigenen macht.

Die Intensität des eigenen Verstehens und Erlebens und der Mut, hieraus die Konsequenzen zu ziehen, hebt den Stoff über unfruchtbare Diskussionen hinaus.

„Aus dem Brief des Christoph Raschfal an seinen Bruder Nikolaus in Peking:

Berlin, 25. April 1933.

. . . Die Sehnsucht des wunden Europa, seiner ewig nach neuen Erlebnissphären drängenden Mitte, wendet sich dem sanften Perlmutterstimmer östlicher Regionen zu, wie einst der strahlenden Heiterkeit des Südens.

. . . Wie unser Ahn um Fünfzehnhundert nach Florenz wanderte, zieht die Enkelin nach Peking.

. . . Ich gab ihr den Auftrag, einen Gott heimzubringen, einen Buddha für meine Sammlung. Diese Aufgabe wird sie vielleicht davon abhalten, sich einem zu persönlichen Geschick auszuliefern. Er, den sie sucht, wird sich in ihr verkörpern, bevor sie ihn finden wird. Unsere letzte Zuflucht bleibt doch stets die Erkenntnis unseres Selbst.“

Dieser Brief Christoph Raschfals, der den Anstoß zu schicksalsschweren Ereignissen um seine Enkelin gibt, kennzeichnet die Haltung des Werks am treffendsten. Nicht ein Vorführen Pekinger Sehenswürdigkeiten, kein Aufzählen von Merkwürdigkeiten chinesischen Lebens —, China erscheint Gloria Raschfal wie es den ersten China-Reisenden erschienen sein mag, und sie geht denselben Weg der Erkenntnis, den Europa im Laufe der Geschichte gehen mußte —, von staunender Ungläubigkeit, Überraschung, Bewunderung, Hingabe, Verwirrung und Abwehr zur sachlichen Feststellung und Selbstbesinnung.

„ . . . Entgöttert, ihres eigenen Sinnes beraubt, kreisen Osten und Westen und suchen noch Zuflucht beieinander, statt in sich selbst.“

Und durch dieses unaufhörliche Wirken geht Gloria Raschfal, persönliche Schicksale berührend —, entflammend, verwirrend

oder lösend, oft versucht, sich darin zu verlieren, doch schließlich unbeirrt, durch eigenes Begreifen und Wachsen bereichert.

Sehr treffend und lebendig sind Personen und Verhältnisse geschildert, sei es das alte oder moderne Chinesentum, seien es die Gesandtschaften oder die europäischen Sammler, Abenteurer, chinesische Kulis, Soldaten oder der Provinzgeneral und sein sinesierter europäischer Berater, dem Gloria Raschfal zum Schicksal wird.

Die Anlage des Werks verrät die ursprüngliche Dramatikerin, was gerade hier von großem Reiz und besonderer Bedeutung ist.

So wird man versucht, zu sagen, daß das „Fest der Braut“ den äußeren Höhepunkt der Handlung darstellt. Mit unübertrefflicher Sicherheit werden hier noch einmal alle bedeutungsvollen Personen einander gegenübergestellt und gegeneinander ausgespielt. Dieses „Fest der Braut“ ist „Chinoiserie“ in ursprünglicher Bedeutung, weil es ein meisterhaft geführtes Spiel mit dem Fremden, Ungewöhnlichen, ja, Gefährlichen ist, und wie einst das große Vorbild des Rokoko bis an die letztmöglichen Grenzen der Auflockerung — der Auflösung geht.

Sehen wir von der sprachlichen Schönheit und der Lebendigkeit der Gestaltung in diesem Roman ab, so bleibt das sichere Erkennen der eigentlichen chinesisch-europäischen Probleme, die, wenn sie auch hierin manchmal ihren äußeren Ausdruck finden, doch weit über den „männlichen Streit“ um einige Kohlen- oder Erzgruben, Waffenlieferungen oder sonstige Konzessionen hinausragen. In der „Purpurnen Stadt“ wurden sie nicht nur als chinesisch-europäische — sondern zuerst als menschliche Probleme gestaltet. So wird dieses Werk zum eigentlichen Chinaroman: China, nicht nur gesehen und geschildert — China erlebt.

Im Zusammenhang hiermit sei noch besonders auf das im diesjährigen Maiheft der „Neuen Rundschau“, S. Fischer-Verlag, erschienene „Chinesische Reisetagebuch 1933“ von Ilse Langner hingewiesen, das in kurzen treffenden, teils amüsanten, teils nachdenklichen, und immer von guter Beobachtung zeugenden Notizen einen wesentlichen Teil chinesischen Lebens um „33“ veranschaulicht.

Heinz Trefzger.